

UWE HEINRICH

Jahrgang 1956, Studium der Theologie in Hamburg; drei Monate Studienaufenthalt in Tansania; von 1987 bis 2002 Pastor im sozialen Brennpunkt Osdorfer Born, dann Jugendpastor auf dem Koppelsberg bei Plön und seit Oktober 2008 Pastor der Hamburger Rathauspassage. Er betreut das inhaltliche Programm der Rathauspassage und ist dort Seelsorger für alle, die es wollen.

OPTION FÜR DIE ARMEN ODER: UNTER DEM PFLASTER IST KEIN STRAND

Ein Gespräch mit Uwe Heinrich

G.G.: Seit Oktober 2008 sind Sie Pastor der **Rathauspassage**. Wie würden Sie dieses Projekt beschreiben? Welche Funktion, welche Ziele hat es ganz pragmatisch gesprochen? Ist es ein Projekt, um ehemalige Langzeitarbeitslose „ins Arbeitsleben zurückzuführen“?

U.H.: Ich beginne einmal bei meiner eigenen Funktion hier: Hier bin ich Seelsorger für die 45 1-Euro-Jobber und alle anderen, die hier arbeiten oder eine festere Beziehung zur **Rathauspassage** entwickelt haben. Ich bin für das Programm zuständig. Sowohl für das geistliche – also Bibelarbeit, Andacht usw., wie auch für die anderen Veranstaltungen, die hier stattfinden. Wir verstehen uns auch so, dass wir Andacht halten und beten für alle hier und alle in der Stadt.

Und dann bieten wir natürlich Langzeitarbeitslosen eine Chance, sich hier weiterzuqualifizieren. Aber die Möglichkeiten, sie dann in den „ersten Arbeitsmarkt“ zu führen, sind doch sehr begrenzt. Viel wichtiger ist es deshalb für uns, sie in den Monaten, die sie hier sind, zu stärken, wenn sie es denn brauchen und ihnen zu zeigen, welche Fähigkeiten sie haben, wenn sie es nicht längst schon wissen. Sie sollen hier in einem guten Team gute Arbeit leisten können.

G.G.: Wird die **Rathauspassage** denn hier in Hamburg überhaupt wahrgenommen? Nicht weit von hier „strahlt“ ja die **Europa-Passage** mit den Edelboutiquen und Juwelieren ringsherum um die Wette ...

U.H.: Das ist eigentlich schön: Es gab eine Ausstellung über die Einkaufszentren und die Passagen in Hamburg. Neben all diesen großen bis gigantischen Passagen wurde auch unsere Passage gezeigt. Es gab ein Großfoto

unseres Eingangsbereichs zu sehen und in einer Vitrine wurden Dinge gezeigt, die bei uns verkauft werden. Und einige Besucher dieser Ausstellung kamen zum Essen hierher und haben sich dann das Antiquariat und unser gesamtes Angebot angesehen. Man nimmt uns also – wenn auch recht ungewöhnlichen – Teil der Hamburger Geschäftswelt wahr.

G.G.: Worin besteht denn das Ungewöhnliche?

U.H.: Ganz so ungewöhnlich ist unser Ansatz ja im Einzelnen eigentlich nicht. Nachhaltigkeit ist uns bei unseren Produkten und Dienstleistungen wichtig. Soziale, wirtschaftliche und ökologische Aspekte sollen miteinander harmonisieren. Auch das ist uns wichtig. Ich bin ja nicht Teil des Managements, aber ich sehe, wie schwierig das zu realisieren ist.

Was uns aber vielleicht doch von gewöhnlichen Unternehmen stark unterscheidet, ist die Haltung zu unseren Mitarbeitern: Wir arbeiten mit allen und für alle Menschen. Woher sie kommen, welcher Religion sie angehören, ob sie überhaupt einer angehören usw., das interessiert uns nicht im Arbeitskontext. Mich interessiert es natürlich, weil es zur respektvollen Wahrnehmung des Gegenübers gehört.

Was auch noch ungewöhnlich ist: Wir ergreifen Partei für die Benachteiligten. Wir arbeiten, obwohl wir ein Unternehmen sind, für eine soziale Gesellschaft. Die soll solidarisch sein. Die soll gerecht sein. Die soll Teilhabe garantieren und alle integrieren, ohne gleichzumachen. Die Menschen haben nun mal unterschiedliche Fähigkeiten. Die nehmen wir als ihr jeweils Besonderes wahr und weigern uns, sie alle nur einem einzigen Maßstab zu unterwerfen: ihrem Beitrag zum Geschäftsgewinn.

G.G.: Können Sie kurz die Arbeit der Geschäfte und die Art Ihrer Dienstleistungen beschreiben?

U.H.: Also der Eine-Welt-Laden – richtig heißt der eigentlich **Weltladen fair & flair in der Rathauspassage** – arbeitet hauptsächlich mit der GEPA und EL PUENTE zusammen, zwei Unternehmen, die im fairen Handel wichtig sind. Der Eine-Welt-Laden ist auch Teil des **Eine Welt Netzwerks Hamburg**. Der Secondhandladen gehört auch in diese Strukturen. Beide beackern das gleiche Feld, beide setzen sich für globale Gerechtigkeit und ökologische Vernunft ein. Beim Secondhandladen geht es auch darum, gute Qualität für wenig Geld anzubieten. Beide sind ehrenamtlich geprägte Projekte, in denen nur wenige unserer 1-Euro-Jobber arbeiten.

Im Antiquariat ist es ähnlich, aber es ist ein 1-Euro-Jobber, der die Arbeit dort gegenwärtig sehr professionell prägt. Der versteht sein Handwerk eben richtig. Was er macht, ist immer auch eine Reaktion auf das Zeitgeschehen. Und er achtet hier auf Qualität.

Wir bekommen die Bücher alle geschenkt, entweder aus Haushaltsauflösungen oder von Verlagen, insbesondere dem Carlsen Verlag.

Und dann das Restaurant: Das Restaurant war eine Grundidee des ganzen Projekts, um hier einen lebendigen Treffpunkt zu installieren. Damit dort professionell und mit hoher Qualität gearbeitet werden kann, haben uns viele geholfen. Aber dem renommierten Hamburger Koch Thorsten Gillert, der wirklich eine große Nummer in der Szene ist, der diese Küche hier eingerichtet hat, dem muss man besonders danken. Heute arbeiten dort bis zu 18 1-Euro-Jobber unter der Anleitung von fest angestellten Köchen. Und auf minimalem Raum kriegen die es hin, Caterings für bis zu 200 Personen zu machen. Es ist jetzt gerade wieder eins rausgegangen.

Dann haben wir noch den Kiosk, der hier in dieser Durchgangssituation natürlich sehr sinnvoll ist und einen Infostand, der ökumenisch besetzt ist und der nicht nur über die Arbeit der Hamburger Kirchen informiert, sondern auch touristische und kulturelle Informationen bereithält.

G.G.: Die **Rathauspassage** liegt in einem Durchgang zur S- und U-Bahn am Jungfernstieg. Wie viele Menschen nehmen die **Rathauspassage** eigentlich wahr? Und wie viele nutzen sie, essen dort, lesen dort oder kaufen etwas?

U.H.: Also, es gibt sicherlich täglich 8.000 Menschen, die hier vorbeigehen und uns sehen. Bis zu 80 Besucher essen hier am Tag. Deutlich mehr Menschen kommen ins Antiquariat. Manche Besucher gehen gezielt zu den Bücherkisten vorne und kaufen sich diese Grabbelbücher für 50 Cent. Und am Abend kommen sie dann und stellen sie wieder zurück.

Und dann gibt es aber auch Leute, die hier den ganzen Vormittag oder den ganzen Nachmittag hocken und lesen und dann mit einem Stapel Bücher unterm Arm weggehen. Sie nutzen das hier wie eine öffentliche Bücherhalle. Und das ist ja genauso gewollt. Das Antiquariat ist Teil des Restaurants. Die Menschen können hier essen, sie können hier lesen, sie können miteinander oder mit mir und den Mitarbeitern reden. Es war nie gewollt, dass das ein Laden wird, der Hochumsätze bringt. Wobei das Bücher-Antiquariat wirklich gute Umsätze macht.

G.G.: Das, was die Ladenzeile auch zu einer „der besonderen Art“ macht, sind ja die religiösen Inhalte, die Sie anbieten...

U.H.: Ja, Andachten, Bibeltreffs, Angebote für Konfirmandengruppen. Aber auch ganz einfache Dinge: Auf die Rückseite der Tageskarte drucken wir täglich einen neuen Psalm. Und weil sich hier so etwas wie eine kleine und feste Sondergemeinde gebildet hat, arbeite ich mit meinen Angeboten sehr situativ.

Dann finden hier zu Eine-Welt-Themen, ökologischen Themen usw. natürlich Veranstaltungen statt und wir haben ein Kulturprogramm, das sich auch stark an die Menschen richtet, die hier arbeiten oder irgendwie mit der **Rathauspassage** verbunden sind.

G.G.: Ich finde es ja wunderbar, dass Sie so vielen Langzeitarbeitslosen eine Chance geben, aber...

U.H.: Wo bleibt die vehemente Kritik an den 1-Euro-Jobs? Das wollten Sie doch fragen. Die Kritik an 1-Euro-Jobs bleibt. Dadurch, dass wir mit 1-Euro-Jobbern so intensiv und erfolgreich zusammenarbeiten und damit etwas sehr Vernünftiges tun, geht nichts von dieser Kritik verloren. Wir halten das Konzept 1-Euro-Job aus guten und grundlegenden Gründen im Wesentlichen für Unsinn. Ich habe für unser Gespräch einmal einige Zahlen und Fakten zusammengesucht. Die konkreten Erfahrungen hier in der Rathauspassage, die sind noch einmal etwas ganz anderes. Die spielen sich auch auf einer ganz anderen Ebene ab, einer Ebene, auf der 1-Euro-Jobs eine sehr sinnvolle Sache sein können. Ich will das einmal erklären:

2008 haben hier in Hamburg 11.030 Menschen in einem 1-Euro-Job gearbeitet.¹ Der technische Ausdruck dafür ist ja **Arbeitsgelegenheiten mit Mehraufwandsentschädigung, AGH-MAE**.

1-Euro-Jobs sollen sinnvolle Beschäftigungen sein, die zu einer regulären Arbeit hinführen oder zumindest eine Perspektive dahin öffnen. So hat es jedenfalls der Gesetzgeber vorgesehen. In seinem Prüfbericht vom November 2008 hat der Bundesrechnungshof aber eine etwas andere Bilanz gezogen. Ich zitiere einmal:

„In acht von zehn beanstandeten Fällen war die Tätigkeit nicht zusätzlich ...“

„In der Hälfte der beanstandeten Fälle stand die Tätigkeit nicht im öffentlichen Interesse.“

„Die Arbeitsgelegenheiten blieben aus Sicht des BRH für drei von vier Hilfebedürftigen weitgehend wirkungslos. Messbare Integrationsfortschritte waren nicht erkennbar.“

Das ist keine schöne Bilanz, denke ich. Bei uns sind die Arbeiten zwar „zusätzlich“ und ganz sicher im öffentlichen Interesse, aber wenn mit „messbaren Integrationsfolgen“ gemeint ist, dass die Mitarbeiter dann im ersten Arbeitsmarkt landen, dann kann ich nur fragen: Wo sind denn die Arbeitsplätze, die den Menschen ein vernünftiges Einkommen sichern?

Ich will Ihnen noch ein paar Zahlen sagen: Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (eine For-

schungseinrichtung der Bundesagentur für Arbeit; G.G.) hat in einer breit angelegten Befragung unter 1-Euro-Jobbern festgestellt, dass nur etwa 12 Prozent der Befragten eine normale Vollzeitstelle angeboten wurde. Das ist einigermaßen katastrophal, finde ich. Nur 16 Prozent der Hartz IV-Empfänger haben einen regulären Arbeitsplatz angeboten bekommen. Auch das zeigt mir, dass es vor allem in dramatischer Weise an Arbeitsplätzen und nicht an der Arbeitsbereitschaft der Menschen fehlt. Diese Zahlen stammen aus der Zeit des relativen Aufschwungs am Arbeitsmarkt, also von 2005/2006!

Was ich in dieser Untersuchung auch gefunden habe, was mich allerdings erstaunt hat, weil es mit meinen Erfahrungen nicht ganz übereinstimmt: 68 Prozent der 1-Euro-Jobber haben eine Berufsausbildung bzw. einen Hochschulabschluss. Sie könnten also durchaus qualifizierte Tätigkeiten verrichten und regulär beschäftigt und bezahlt werden. Das IAB schätzt, dass die Hälfte der 1-Euro-Jobber fit ist für den ersten Arbeitsmarkt und 1-Euro-Jobs reguläre Beschäftigung „in nicht zu vernachlässigendem Umfang“ ersetzen.² Das war ja immer einer der wichtigsten Kritikpunkte, die wir an den 1-Euro-Jobs hatten und haben!

G.G.: Vielleicht haben diese Jobs doch eine andere Funktion, nämlich die Arbeitsbereitschaft zu testen? Das ist ja der Generalverdacht, unter dem die Arbeitslosen stehen: Sie wollen nicht arbeiten.

U.H.: Dazu sage ich gleich noch etwas. Ich bleibe einmal bei dieser Untersuchung: 25 Prozent der Befragten erleben die Teilnahme an solchen Arbeitsgelegenheiten als entwürdigend. Das kann man verstehen, auch wenn es nicht sehr klug ist, mit einer solchen Abwehrhaltung etwas zu beginnen. Aber wenn sie erst einmal mit der Arbeit begonnen haben, dann schätzen 83 Prozent die 1-Euro-Jobs trotzdem als eine Möglichkeit, etwas Sinnvolles zu tun und das mit anderen Menschen zusammen zu tun.

Außerdem: 71 Prozent der Befragten braucht dringend das zusätzliche Geld, so jämmerlich wenig das auch ist. Die „monatliche Regelleistung zur Sicherung des Lebens-

unterhalts“ – so heißt das ja – beträgt gegenwärtig 359 Euro. Davon müssen dann Essen und Trinken, Kleidung, Strom-, Fahrt-, Telefonkosten usw. bezahlt werden. Pro Tag werden für Nahrung und Getränke 4,43 Euro gerechnet. Das ist – um es einmal ganz vorsichtig zu sagen – nicht gerade üppig und jeder zusätzliche Cent zählt da! Aber ich schweife ab ...

G.G.: Wie beurteilen Sie denn jenseits dieser allgemeinen Zahlen, aus ihren ganz konkreten Erfahrungen heraus die 1-Euro-Jobs?

U.H.: Es zeigt sich, dass die Projektphase einfach unsinnig kurz ist. Wenn tatsächlich eine zusätzliche Qualifikation erreicht werden soll, dann ist das nicht in zehn Monaten zu machen. Und auch, wenn die „Maßnahme“ verlängert wird, ändert das wenig. Das ist vollkommener Quark.

Was mich aber am meisten ärgert: Zwang, Misstrauen, Verdacht und eine orwellsche Kontroll-Manie werden als Strategie der „Aktivierung“ verkauft und zum System gemacht. Da ist das Scheitern schon vorprogrammiert. Also, da braucht es ganz andere Maßnahmen und eine grundsätzlich andere Haltung.

Hier in der **Rathauspassage** sehen wir, dass unsere Mitarbeiter engagiert arbeiten, dass sie diese Arbeit in der Regel auch als sinnvoll erleben, dass sie dabei kreativ und professionell sind. Manche tragen schweres Gepäck mit sich. Alle nehmen wir an. Alle nehmen wir in ihrer Würde ernst und sehen trotzdem zu, dass hier alles funktioniert.

G.G.: Ist es nicht schwierig, Menschen zu motivieren, wenn sie wissen, am Ende des Jobs bin ich wieder – oder eigentlich immer noch – arbeitslos?

U.H.: Nein, so ist das nicht. Darüber staune ich oft. Obwohl wir keine regulären Arbeitsplätze anbieten können, setzen sich die Leute in der Regel ein. Darüber – über bestimmte Menschenbilder – könnte man lange reden ...

Wenn ich unsere Leute hier erlebe, dann denke ich: Wenn der erste Arbeitsmarkt vier oder fünf Millionen Menschen, die arbeiten wollen und können, ausschließt,

dann muss eben ein dritter Arbeitsmarkt her. Menschen müssen arbeiten dürfen und Arbeit muss den Lebensunterhalt sichern!

G.G.: Meinen Sie mit dem dritten Arbeitsmarkt einen staatlich geförderten Bereich?

U.H.: Ganz egal wie: Die Leute brauchen vor allem anderen eine Arbeit, von der sie leben können. Es ist schlicht und einfach nicht genug Arbeit da. Die Zahlen sind ganz eindeutig. Hier in Hamburg gibt es um die 80.000 Arbeitslose und etwa 15.000 offene Stellen.³ Um einen Arbeitsplatz konkurrieren also fünf Arbeitslose. Würde man, was gescheiter und ehrlicher wäre, die 140.000 **Arbeitsuchenden** statt der Arbeitslosen zugrunde legen, dann kämen auf eine offene Stelle sogar neun Menschen.

G.G.: Meinen Sie nicht, dass man durch bessere Qualifizierung, durch mehr Bildung Arbeitslosigkeit eindämmen könnte? Schließlich wird ja die Ökonomie der Zukunft eine wissensbasierte Ökonomie sein?

U.H.: Wenn man hier in Deutschland endlich einmal dazu käme, Bildung jedem zukommen zu lassen und nicht zäh daran festhielte, die Kinder aus sozial schwächeren Schichten frühzeitig jeder Chance zu berauben, indem man für sie faktisch unüberwindbare Selektionsmechanismen einbaut, dann wäre das ja schon wunderbar. Aber es würde wahrscheinlich wenig an der Zahl der Arbeitslosen ändern. Denn je höher die Produktivität der Arbeit ist, desto weniger Arbeit ist nötig. Arbeit erzeugt also gleichzeitig Reichtum und Arbeitslosigkeit und damit Armut. Jedenfalls wird es immer weniger Arbeit geben, von der Menschen leben können. Sie haben ja nach der Rolle der Bildung gefragt. Das Beängstigende ist doch, dass auch in den wissensbasierten Branchen prekäre Arbeitsverhältnisse ein ernstes Problem sind.

G.G.: Für Berlin gibt es eine gut fundierte Untersuchung, die das, was Sie sagen, jedenfalls zu bestätigen scheint. Eine der Autorinnen schreibt: „Anstatt einer ‚Upperclass‘

breiten sich in der Kultur- und Kreativwirtschaft Berlins instabile, berufliche Existenzen aus, ja, man könnte fast sagen, dass im Schatten der Euphorie über das kreativwirtschaftliche Wachstum ein Segment hoch qualifizierter gering verdienender KreativarbeiterInnen heranwächst, die vielfach wie Tagelöhner von der Hand in den Mund leben. Etwa jeder zweite Kurator, Webdesigner, Illustrator, Kulturprojektemanager, Hörspielproduzent oder Journalist in Berlin ist Alleinunternehmer mit einem Jahreseinkommen, das häufig unter 10.000 Euro liegt.⁴ Außerdem waren dort 2008 14.497 Kreative arbeitslos.⁵

U.H.: Man muss also an den Strukturen etwas ändern.

G.G.: Was meinen Sie damit?

U.H.: Darauf will ich Ihnen mit einem Zitat von Dietrich Bonhoeffer antworten: „Ich glaube zu wissen, dass ich eigentlich erst innerlich klar und wirklich aufrichtig sein würde, wenn ich mit der Bergpredigt wirklich anfinde, Ernst zu machen. (...) Es gibt doch nun einmal Dinge, für die es sich lohnt, kompromisslos einzustehen. Und mir scheint, der Friede und soziale Gerechtigkeit, oder eigentlich Christus, sei so etwas.“⁶ Über diese Sätze kann man lange nachdenken, aber mit der Bergpredigt wirklich Ernst zu machen, das beginnt für mich eben schon hier unter dem Rathausplatz mit den ganz kleinen Dingen, hat aber ein neues Prinzip des Wirtschaftens und der Gesellschaft im Auge. Die Bibel lässt in ihrer Haltung zur sozialen Gerechtigkeit gar keine Fragen offen. Sie ist da völlig eindeutig und klar. Armut, Arbeitslosigkeit, globale Ausbeutung, Gewalt lassen sich mit der Bibel jedenfalls nicht rechtfertigen und ihre Duldung auch nicht. Und umgekehrt: Christus nachzufolgen heißt mutig für Frieden, soziale Gerechtigkeit und die Erhaltung der Schöpfung einzutreten.

G.G.: Kann man wirklich aus der Bibel Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit ableiten?

U.H.: Aber sicher: Schon die Gottesähnlichkeit des Menschen hat soziale Implikationen. Die Nächstenliebe hat so-

ziale Implikationen. Das Alte Testament hält einen ganzen Katalog kluger sozialer Regeln bereit, denen das heutige Wirtschaften klar widerspricht. Aber eindeutiger als es die Bergpredigt tut, kann man gar nicht nach Gerechtigkeit rufen.

Franz Josef Hinkelammert hat in seinem Buch **Die ideologischen Waffen des Todes** die Anbetung des Geldes, der Macht, des Prestiges als Elemente einer Religion des Todes analysiert. Er redet nicht in Metaphern, sondern er zeigt, welche gigantische Zahl an Menschenopfern diese falsche Religion fordert. Das ungehemmte Besitzstreben führt buchstäblich in den Tod, fast eine Milliarde Menschen hungern heute⁷, an vielen Stellen des Globus werden Menschen in Kriegen getötet, natürliche Ressourcen verschleudert. Der biblisch bezeugte Gott aber ist ein Gott des Lebens, des Friedens und der Gerechtigkeit.⁸

Hinkelammert setzt gegen die Ökonomie des Todes ein Ethos der Solidarität und Barmherzigkeit mit den Schwachen in der Gesellschaft. Dabei ist die Perspektive eine Ökonomie des „Genug“ für das Leben aller. Dieses „Genug für alle“ gilt für alle Menschen auf dem Globus, denn es ist genug da für alle, niemand müsste Hungers sterben, niemand müsste arm sein. Es wird heute schon mehr produziert, als die Menschheit braucht. Dennoch sterben täglich Tausende von Menschen an den Folgen des Hungers. Das ist doch unerträglich ...

Ich könnte das jetzt alles noch theologisch begründen, aber warum eigentlich? Jeder spürt, dass es eine erschreckende Gewalt ist, die uns da beherrscht. Wir brauchen keine codierte Sozialethik, um das zu erkennen. Um es zu verstehen, ist es natürlich sinnvoll nachzudenken, zu analysieren und Schlüsse zu ziehen, aber um zu handeln, ist das nicht die wichtigste Voraussetzung. Ich habe diese Gedanken im Kopf und fühle im Herzen, dass man solidarisch handeln muss. Ich glaube schließlich, dass Gerechtigkeit und Frieden von Gott gewollt sind und uns dieser Wille Richtschnur sein sollte. Für mich sage ich es so: Ich versuche tätig auf das Reich Gottes zu warten, versuche es im eigenen Tun zu antizipieren. Das beginnt aber im Alltäglichen und ist sehr handfest und praktisch gemeint.

G.G.: Wie würden Sie denn Ihre Rolle hier in der Rathauspassage in einer allgemeineren Sprache beschreiben?

U.H.: Diese Rolle kann ich Ihnen anhand des biblischen Gleichnisses vom barmherzigen Samariter beschreiben. Wir, die Kirche, sind nicht die barmherzigen Samariter, sondern wir sind der Wirt, dem der Samariter das ausgeraubte und verletzte Opfer zur Pflege anvertraut. Wir nehmen die Opfer auf, wir sorgen dafür, dass ihnen in einem dichten Netzwerk von Menschen, die helfen können, sei es professionell oder aus Solidarität, geholfen wird.

Nächstenliebe ist ein Tun und in christlicher Sicht ein Tun, das sich auf nichts anderes stützt als die Gottesebenbildlichkeit aller Menschen. Es ist kein Tauschhandel.

G.G.: Der Psychoanalytiker Reinhold Bianchi hat im Zusammenhang mit den neoliberalen „Reformprozessen“ und vor allem der Massenarbeitslosigkeit und wachsenden Armut und Armutsrisiken (bis tief in die Mittelschicht) nicht nur von individuellen und sozialen Traumata, von Viktimisierung und Opferbestrafung, sondern auch von einem „Pensée unique“ gesprochen, einem Bündnis großer Teile der politischen Klasse und der führenden Medien, das eine Stigmatisierung der „Randständigen“, der Armen und Arbeitslosen betreibt. Die Erfahrung, arbeitslos zu werden, vergleicht Bianchi mit einer Gewalterfahrung. Gewaltopfer werden von den Tätern zu Tätern oder zumindest Mittätern erklärt. Nach einer ähnlichen Logik erklärt man den Arbeitslosen zum „Versager“ und „Faulenzer“, der seine Arbeitslosigkeit gewissermaßen selbst herbeigeführt hat und an ihr nun festhält. Ganz besonders vernichtend für die Opfer ist es aber – so sagt Bianchi –, wenn die Zeugen dieses Unrechts nicht bereit sind, für sie auszusagen.⁹

U.H.: Wir sind Zeugen und wir benennen das Unrecht auch. Und dadurch, dass es sich als „wirtschaftliche Notwendigkeit“ verkauft, wird es nicht geringer. Was mich wirklich aufregt und ärgert, ist, dass z. B. auf Betriebsversammlungen – wenn Massenentlassungen anstehen – mit Krokodilstränen vom Schicksal gesprochen wird und den Entlassenen bescheinigt wird, welche gute Mitarbeiter sie

waren. Sobald dieselben Menschen, die da noch schulterklopfend gelobt wurden, sich aber bei der Agentur für Arbeit arbeitslos melden mussten, verwandeln sie sich in der öffentlichen Wahrnehmung in potenzielle Sozialbetrüger á la „Florida Rolf“.

G.G.: Thematisieren Sie das auch hier?

U.H.: Ich mache kein Geheimnis daraus, wie ich denke. Aber unsere Arbeit hier hat mit diesen grundsätzlichen Positionen wenig zu tun. Das ist eine andere Welt. Eigentlich glaube ich, dass hier aber mehr bewegt wird als durch demonstrative Gesten.

Außerdem: Hier wird niemand stigmatisiert. Die Arbeit mit den 1-Euro-Jobbern, die muss wirklich von „Nase zu Nase“ stattfinden. Und ich versuche darüber hinaus, ihre Herzen zu berühren. Aber um ihre Herzen zu berühren, muss ich mich durch diese ganzen Schichten und Ablagerungen, die ihre Verletzungen zurückgelassen haben, hindurcharbeiten und das funktioniert nicht, indem ich sie zu einer Andacht einlade, sondern das funktioniert nur, indem ich auch mit ihnen im Gespräch bin.

G.G.: Sie halten Vorträge und unterstützen Konfirmanden- und Schulprojekte zum Thema Arbeitslosigkeit. Wie muss ich mir das vorstellen? Wie einen Besuch im „Menschen-Zoo“ wo man sich eine exotische Spezies ansieht?

U.H.: Arbeitslose sind ja leider nicht exotisch und selten. Ich bin ein schlechter Rechner und ich weiß auch nicht mehr, seit wann wir diese hohen Arbeitslosenquoten haben ...

G.G.: Im Januar 1975 gab es erstmals seit Februar 1959 mehr als eine Million Menschen ohne Arbeit. Im November 1982 sind dann mehr als zwei Millionen Menschen arbeitslos gewesen.

U.H.: Worauf ich hinaus will: Von diesen Millionen Menschen finden viele relativ schnell wieder Arbeit. Die Erfahrung arbeitslos zu sein, haben also schon viele Millionen gemacht. Es sind nicht nur die – wenn man

alle einrechnet, also auch die Arbeitssuchenden, die in Maßnahmen „geparkt“ werden – fünf Millionen, die heute arbeitslos sind, mit dieser traumatischen Erfahrung belastet, sondern eine viel größere Zahl! Das sollte man einmal ausrechnen. Seltsam ist nur der Mangel an Solidarität der ehemals Betroffenen und potenziell Bedrohten mit denen, die gerade heute diese schlimme Erfahrung machen müssen, nicht mehr gebraucht zu werden und nicht mehr vollständig für sich sorgen zu können und dafür auch noch die Schuld zugewiesen zu bekommen ...

Aber wir sind keine Lautsprecher. Wir machen eine ruhige und geduldige Arbeit. Es gibt Gemeinden und Schulen, die sich hier regelmäßig andocken und mit einer Gruppe kommen und sich die Arbeit der Rathauspassage anschauen. Die Schüler machen dann z. B. eine Art Rallye oder sie interviewen Ehrenamtliche und 1-Euro-Jobber.

U.H.: (ruft einem Obdachlosen zu: „Herzlichen Glückwunsch. Singen tun wir später.“) Das ist unser Hinz & Kunzt-Verkäufer. Er hat hier seinen Stammplatz. Ein Urgestein bei Hinz & Kunzt, der Hamburger Obdachlosenzeitung. Von Anfang an ist er dabei und er feiert heute seinen 66. Geburtstag.

G.G.: Und wie viel davon hat er auf der Straße zugebracht? Wissen Sie das?

U.H.: Ich schätze, 45 Jahre. Also er hat jetzt seit 10 Jahren wieder eine Wohnung, dann wären es tatsächlich 35 Jahre. Ich glaube nicht, dass er so etwas wie ein Elternhaus bis zum Ende erlebt hat.

G.G.: Ich möchte wieder auf die Arbeit hier in der Rathauspassage zurückkommen und Sie noch einmal nach Ihren Zielen fragen, die Sie hier verfolgen?

U.H.: Also das Projekt will Langzeitarbeitslose ins Arbeitsleben zurückführen. Darüber und über die Grenzen dieser Absicht haben wir ja schon gesprochen. Ich möchte aber noch mehr. Ich möchte hier eine Kommunikationsplattform installieren, auf der die eigenen Lebenssituationen

auf einem Level bearbeitet werden können, der gleiche Augenhöhe für alle bedeutet. Der Ton muss solidarisch sein. Wir müssen uns gegenseitig mit unseren jeweiligen Kompetenzen anerkennen, uns gegenseitig zuhören, helfen und beraten. Wie tickt Deine Fallmanagerin bei der ARGE? Welche Probleme gibt es da? Was war mit der letzten Arbeit oder Maßnahme? Was ist mit der Wohnung? Usw. Das soll eine Börse des Austauschs sein, die nicht nur die Arbeit hier widerspiegelt, sondern auch das, was den Hintergrund für ihre Arbeit bildet.

Aber man kann sich auch einmal ganz andere Formen solidarischen Handelns ansehen. Betriebsbesetzungen oder die Übernahme von Betrieben durch die Beschäftigten. Selbst wenn diese Projekte scheitern, zeigen sie einen Weg. Sie zeigen aber auch, dass Menschen selbstbestimmte Arbeit suchen. Man wird an etwas erinnert, was oft sehr absichtsvoll zur Seite geschoben wird: Arbeit kann befreiend sein, kann befriedigen, kann sinnvoll sein, sie kann aber auch entwürdigend sein, krank machend sein, stumpfsinnig sein, sie kann auch Zwangsarbeit sein, sie kann auch für einen Hungerlohn geleistet werden müssen. Man wird sich daran erinnern, dass es trotz hoher Arbeitslosigkeit Schutzrechte für die Schwachen geben muss und es nicht mit moralischen Appellen an den guten Unternehmer getan ist. Und man darf als Kirche keine weichen Knie bekommen, wenn man Forderungen danach unterstützt.

G.G.: Ihr Projekt bietet vor allem Hilfe an. Hilfe hat oft eine entwürdigende Asymmetrie: Hier das arme Opfer, dem da aus Mitleid geholfen wird. Bei der Arbeitslosigkeit und eigentlich bei allen sozialen Konflikten geht es aber um Rechte und Pflichten. Es geht um Vertragsverhältnisse, die nun auch reichlich asymmetrisch gebaut sind. Die Arbeitslosen haben Rechtsansprüche. Sie haben in Versicherungen eingezahlt, die der Staat ruiniert oder saniert usw. Das alles hat mehr mit Macht und Ohnmacht zu tun, als mit der Wohltätigkeit oder der Gottesebenbildlichkeit des Menschen ...

U.H.: Soziale Konflikte haben in der Tat mit Macht und Ohnmacht, mit Rechten, Pflichten und Verträgen zu tun.

Da kann man gar nicht widersprechen. Aber Ihr Bild vom Helfen ist asymmetrisch: Gerade in der Situation des Helfens ist es wichtig, daran zu denken: Der, dem geholfen werden muss, ist nicht aus sich heraus defizitär, sondern ihm wird etwas vorenthalten, was ihm als göttliches Versprechen zusteht. Jeder Mensch hat das unbedingte Recht auf Leben, körperliche Unversehrtheit, Nahrung, Wohnung, Bildung, meinetwegen auch Glück. Diese Rechte haben sie einfach deshalb, weil sie Menschen sind. Sie dürfen auch nicht versklavt oder ausgebeutet werden. Helfen bedeutet nichts anderes als eine Gerechtigkeit, die in der Schöpfung schon angelegt ist, wieder herzustellen. Dem, der unter die Räuber gefallen ist, geschieht im Akt des Helfens die Gerechtigkeit, die ihm zugehört ist.

So ist in meinem Verständnis auch das Abendmahl angelegt: Jeder ist gleich willkommen und hat gleichen Anteil an den Gaben Gottes. Die, die haben, teilen aus Dankbarkeit mit denen, die nicht haben. Der Urgrund der Abendmahlsfeier ist die Dankbarkeit darüber, selbst bevorteilt zu sein.

G.G.: Sie betonen sehr stark, dass sie hier vor Ort arbeiten, um konkret zu verändern und nicht die großen Narrative der Utopie seien Ihre Sache, sondern die tägliche Geduld.

Im öffentlichen Diskurs wird ja dem Glauben die Funktion ethischer Letztbegründung zugewiesen. Die Nächsten- und Feindesliebe sei das Fundament jedes moralischen Handelns und die Essenz christlicher Kultur. Man lässt aber gleichzeitig zu, dass sich Millionen Menschen nicht selbst ernähren können und beschimpft sie noch dafür. Es gibt Armut, Ausgrenzung, offensichtlich strukturelles soziales Unrecht. Müssen Sie da nicht laut werden?

U.H.: Aber natürlich! Es gibt Anlässe dazu. Viel wichtiger ist aber das geduldige Handeln. Die ökologische Bewegung ist heute nicht mehr wegzudenken. Sie ist eine wirksame Macht geworden. Das verdankt sie vor allem ihrer Konkretheit, ihrer Praxisbezogenheit. Für ökologischen Landbau zu demonstrieren, wäre da wenig Erfolg versprechend gewesen.

Wir brauchen jedenfalls keine kodifizierte Sozialethik oder eine Utopie. Wir sind dankbare Geschöpfe Gottes und diese Dankbarkeit verbreiten wir in der Welt. Das reicht als Idee vollkommen aus, um sozial gerecht zu handeln. Aber als bloße Idee würde sie verwahrlosen. Sie muss gelebt werden. In allem, was ich tue, muss sich das widerspiegeln.

Natürlich heißt das auch, sich in den gesellschaftlichen Diskurs einzumischen. Wir haben dabei die Rolle des Zeugen zu spielen. Wir wissen, wo das Elend wohnt. Ein Bettler in der Hamburger Innenstadt ist in der Tat eine Beleidigung, aber nicht für das vom sozialen Zwang beherrschte Gemüt, sondern jeder Vorstellung von Gerechtigkeit. Es schmerzt zu sehen, dass dieses soziale System Bettler produziert. Dieser Schmerz ist ein christlicher Schmerz. Er wird noch gesteigert dadurch, dass wir ja wissen, dass Gott will, dass „Gerechtigkeit und Friede sich küssen“ (Psalm 85,11).

Ich frage mich häufig: Was schulden wir der Gesellschaft? Wir schulden ihr den Blick auf die Gebeutelten, auf die Geschlagenen, auf die Getriebenen. Diesen Blick schulden wir der Gesellschaft als Zeugen des Unrechts. Wir benennen das Unrecht. Option für die Armen, das heißt für mich aber auch solidarisch zu sein, die Stärke der Schwachen zu schätzen und soziale Strukturen zu fordern, die dem christlichen Liebesgebot entsprechen ...

¹ Quelle: WSI (Hg.): **Datenkarte 2008 Hamburg**.

² IAB Kurzbericht 02/07.

³ Im August 2009 gab es in Hamburg 141.885 Arbeitssuchende und 80.670 Arbeitslose. Offene Stellen gab es 15.815. [Quelle: Agentur für Arbeit Hamburg: Arbeitsmarktreport, Berichtsmonat August 2009].

⁴ Alexandra Manske: **Paradoxien des arbeitgesellschaftlichen Wandels: Ist Prekarität überall?** www.fes-online-akademie.de/modul.php?md=8&c=texte&id=51075; siehe auch: Alexandra Manske/Janet Merkel: **Kreative in Berlin. GeisteswissenschaftlerInnen in der Kultur- und Kreativwirtschaft**, in: Heike Solga/Gert Wagner (Hg.): **Arts and Figures. GeisteswissenschaftlerInnen im Beruf** (Arbeitstitel), Opladen 2008.

⁵ Der Regierende Bürgermeister von Berlin (Hg.): **Kulturwirtschaft in Berlin 2008**, S. 94.

⁶ **Dietrich Bonhoeffer: London 1933 – 1935**; herausgegeben von Hans Goedecking, Martin Heimbucher, Hans W. Schleicher; **Dietrich Bonhoeffer Werke** (DBW Edition Christian Kaiser), Band 13, Gütersloh 1994, S. 272 f.

⁷ „Aktuelle Daten der FAO prognostizieren, dass die Zahl der Hungernden in diesem Jahr erstmals die Milliardengrenze überschreiten wird, jeder Sechste hat nicht ausreichend zu essen.“ (<http://www.welthungerhilfe.de/welthungerindex-2009.html>).

⁸ Franz Josef Hinkelammert: **Die ideologischen Waffen des Todes. Zur Metaphysik des Kapitalismus**, Münster 1985.

⁹ Reinhold Bianchi: **Was macht die Globalisierung mit uns?** Vortrag im Rahmen der Tagung „Solidarität – die andere Globalisierung“ an der Ev. Akademie Meißen vom 23. bis 25. März 2007 (www.ev-akademie-meissen.de/uploads/media/Bianchi_Vortrag.pdf) Reinhold Bianchi ist Diplom-Psychologe in Freiburg i. Br. Er ist Mitverfasser von R.Bianchi/U.Duchrow/R.Krüger/V.Petracca: **Solidarisch Mensch werden. Psychische und soziale Destruktion im Neoliberalismus. Wege zu ihrer Überwindung**, Hamburg 2006.